Kleptomanie.

Von Dr. med. C. Scholz.

Natürlich — hat sich ein armer Schlucker beireten lassen, seinen Nächsten um ein paar überflüssige Dinge leichter zu machen, so heißt man ihn einen Dieb und steckt ihn von Gottes und Rechts wegen ins Gefängnis; macht aber der Reiche lange Finger, ja, dann sieht die Sache anders aus, dann ist er Kleptomane und bedarf mit seinem armen, unzurechnungsfähigen Kopfe der Schonung und Entschuldigung. So etwa läßt sich das beleidigte Rechtsgefühl des Volkes vernehmen, wenn wieder einmal in der Zeitung eine Notiz steht, wie: „Gestern wurde eine Dame auf frischer Tat ertappt, als sie in einem Warenhause eine Hutfeder entwendete; die Tat ist um so unbegreiflicher, als die Diebin begüterten Kreisen angehört und der gestohlene Gegenstand nur geringen Wert besitzt. Es scheint ein Fall von Kleptomanie vorzuliegen."

Wir fragen also: Gibt es wirklich einen unwiderstehlichen, krankhaften Trieb zum Stehlen, oder ist die so berühmte Kleptomanie nur eine Erfindung der Irrenärzte und zugleich ein willkommener Vorwand für den Verteidiger, der seinen Klienten von der Verurteilung wegen Diebstahls loseisen möchte?

Schon bald nachdem die Psychiatrie Wissenschaft geworden war, also vor etwa hundert Jahren, tauchte die Lehre von den krankhaften Trieben, den Monomanen auf. Monomanien nannte man umgrenzte geistige Störungen, die im Seelenleben gleichsam steckten wie ein Fremdkörper im Fleisch. Solch ein Triebkranker benahm sich wie ein vernünftiger Mensch, nur wurde er von Zeit zu Zeit von dem unwiderstehlichem Drange heimgesucht, irgendein Unheil zu begehen, etwa zu stehlen, Feuer anzulegen, zu töten usw. Man unterschied eine ganze Reihe solch krankhafter Triebe oder Suchten, von denen die Kleptomanie die populärste geworden ist. Die namentlich von Frankreich verbreitete Lehre fand jedoch bald ihre scharfen Gegner, die nicht bloß auf die wissenschaftliche Unhaltbarkeit, sondern auch auf die Gefährlichkeit der Theorie vom sittlichen und rechtlichen Standpunkt hinwiesen. In Deutschland hat sie auch niemals ordentlichen Fuß fassen können und ist heute bei den Fachmännern fast ganz vergessen, während sie in Laienkreisen immer noch eine große Rolle spielt.

Der krankhafte Ursprung eines Diebstahls soll sich vor allem in dem Fehlen eines ausreichenden Motivs kundgeben. Es stiehlt einer, stiehlt wiederholt, stiehlt wertloses Zeug und hat dabei die Taschen voll Geld; er setzt seinen und der Familie guten Namen aufs Spiel, riskiert seine wirtschaftliche Existenz, seine gesellschaftliche Stellung, seine Ehre und gerät in Gefahr, mit dem Gefängnis Bekanntschaft zu machen. Das ist, so sagt das Publikum, ein sinnloses, verrücktes Beginnen: Einsatz und Gewinn halten sich nicht im geringsten die Wage. Schon recht — kennt denn der Laie das wahre Motiv überhaupt? Er nimmt z. B. schmutzige Begehrlichkeit an, wo in Wahrheit ganz andere Beweggründe hinter der Tat sitzen. Ich erinnere mich eines Beispiels, daß ein angesehener Mann Frauentaschentücher stahl und sich nach und nach eine ganze Sammlung dieser Wäschestücke angelegt hatte. Dies wurde als eine Unbegreiflichkeit, auf gut Deutsch als eine Verrücktheit angesehen, und der Dieb hütete sich wohl, den eigentlichen Grund preiszugeben, denn er lag auf einem Gebiet, über das man nicht laut spricht. Und ob ein Motiv vernünftig ist oder unvernünftig, wer hat darüber zu entscheiden? Denken wir doch nur an die Sammlerleidenschaft, die so manche Schuld an merkwürdigen Diebstählen trägt. Denn nicht alle Dinge sind käuflich, Familienerbstücke z. B. nicht, oder der Kauf ist mit Umständlichkeiten verknüpft, oder der Sammler geniert sich, sein Anliegen vorzubringen — es gibt ja die seltsamsten Spezialisten in dieser Branche, solche, die ihr Augenmerk auf Uniformknöpfe, alte Regenschirme, zinnerne Wärmepfannen oder sonstiges wertloses Zeug richten. Bisweilen sitzen die Motive noch versteckter. So berichtet Gudden über einen Fall, wo ein Mann stahl, um sich von der Zwangsvorstellung seiner Ungewandtheit zu befreien (ob ihm das jeder Richter geglaubt hätte?); halbwüchsige Dienstmädchen stehlen aus Heimweh, in der Erwartung nämlich, aus dem Dienst gejagt zu werden, und jeder erfahrene Kriminalist wird mit einer oder der anderen Probe eines „verrückten" Diebstahls bei zweifellos Nichtverrückten aufwarten können.

Der häufigste Beweggrund zum Diebstahl ist bekanntlich nicht die Not, sondern die Begehrlichkeit. Begehrlichkeit aber liegt in jedes Menschen Natur und fehlt den Leuten mit gespicktem Geldbeutel keineswegs. Auch der Begüterte verschmäht es nicht, etwas gratis mitzunehmen, wenn es sich in Anstand und Gottesfurcht so einrichten läßt. Recht amüsant zeigt sich z. B. der „Erwerbstrieb" bei dem Run, den Festteilnehmer auf die verlockend arrangierten Büfette zu veranstalten pflegen: die „elegantesten" Herren sind am eifrigsten dabei, das best. Stück zu erwischen, und schlagen drein, als ob sie mehrere Tage gehungert hätten. Freilich spielt hier die „demoralisierende" Wirkung der Massensuggestion mit, denn die Kollektivmoral steht immer tiefer als die Einzelmoral. Aber wie ist es mit den Unfallentschädigungen, den privaten und staatlichen? Auch da sucht jeder, ob gut oder schlecht situiert, herauszuholen, was zu holen ist. —

Begehrlichkeit gehört jedenfalls zu den menschlichen Eigenschaften, auf die man sich am ersten verlassen kann. Warum also soll es unnatürlich sein, wenn eine wohlhabende Dame stiehlt? Sie will etwas auf bequeme Weise an sich bringen, das ist das ganze Rätsel. Laquer, der eine Studie über den Warenhausdiebstahl geschrieben hat, erinnert auch daran, daß nicht wenige Frauen gerade aus den besten Gesellschaftskreisen über ihre Verhältnisse leben und sich dann scheuen, dem Gatten ihre hohen Rechnungen für Putz und Toilette zu präsentieren; der Anreiz, sich etwas auf unrechtmäßige Weise zu verschaffen, liegt ihrem Gedankenkreise wirklich nicht so fern. Aber ganz abgesehen davon: ist nicht schon die Freude am Besitz Grund genug, Gegenstände, auch wenn man sie vielleicht nicht brauchen kann, mitgehen zu heißen? In den Wohnungen professioneller Ladendiebinnen befinden sich mitunter ganze Warenlager von Sachen und Sächelchen aufgestapelt, selbst solche, die noch gar nicht einmal ausgepackt sind. „Sie konnte doch damit nichts anfangen!" Nein, das konnte sie freilich nicht, aber kommt es denn immer auf den Standpunkt der platten Nützlichkeit an? Der Reiz des Reichtums hängt viel weniger vom Bedürfnis ab als von der Lust am Geld- und Gutanhäufen, und das bloße Bewußtsein, du hast mehr als andre und hast etwas, was andre nicht haben, ist für weite Kreise Antrieb genug, den Willen zum ehrlichen — oder unehrlichen Erwerb in Bewegung zu setzen.

Es gibt aber noch ein andres Diebstahlsmotiv, das mit der Begehrlichkeit an sich nichts zu tun hat, aber mit ihr verbunden sein kann. Das ist die jedem Menschen mehr oder minder eigene Lust am Verbotenen, am Heimlichen, die Lust an der Gefahr. Oskar Wilde sagt einmal: „Das Verbrechen ist für die niederen Klassen dasselbe wie die Kunst für die höheren, nämlich ein Mittel, sich Sensationen zu verschaffen." Die mit dem unerlaubten Tun verknüpfte Spannung bildet eine Lockung, die auch auf unverderbte Gemüter ihren Eindruck nicht verfehlt. Wir brauchen nur an das Aepfelmausen unsrer Knaben in Nachbars Garten zu denken — ein wenig Gefahr muß dabei sein, sonst macht es nicht den rechten Spaß. Mut und Geschicklichkeit wissen wir wohl zu schätzen, auch wenn sie nicht den besten Zwecken dienen. Selbst ein so moralischer Schriftsteller wie der hochwürdige Pfarrer und Prälat Johann Peter Hebel schildert in seinem „Schatzkästlein" mit unverholener Freude die schlauen Diebsstreiche des Zundelfrieder, Zundelheimer und roten Dieter, und wer Hauptmanns „Biberpelz" kennt, wird der edlen Mutter Wolf mitsamt ihrem Diebsgesindel bei allem sonstigen Vorbehalt doch so etwas wie Hochachtung zollen. Bei pervers angelegten Naturen kommt zu der Lust am Düpieren noch der Kitzel hinzu, den das Bewußtsein hervorruft, insgeheim auf verbrecherischen Pfaden zu wandeln, in der Gesellschaft aber eine Rolle zu spielen, beliebt und angesehen zu sein. Der Tugendhaftigkeit ein Schnippchen zu schlagen und der honetten Welt Sand in die Augen zu streuen — auch das ist ein Reiz, des Schweißes der Edlen wert!

Wir sollten also vorsichtig sein ehe wir uns im gegebenen Falle zu der Behauptung versteigen: ein Grund zum Stehlen war nicht da. Motivloses Stehlen gibt es nicht, sowenig wie überhaupt ein motivloses Handeln, und richtig ist nur, daß sich der Dieb oft über sich selbst täuscht und in gutem Glauben Beweggründe angibt, die fraglos nicht der Wahrheit entsprechen; denn die eigentlichen Triebkräfte unsrer Handlungen sitzen in den dunklen Tiefen des Unbewußten, wohin der Blick nicht dringt — wer kann sein eigenes Herz ergründen? Gerade aber weil jede Handlung nur den Ausfluß des ganzen Charakters darstellt, kommt es zur Beurteilung des Täters weniger auf das wirkliche oder angebliche Motiv an als auf die Frage nach seinem geistigen Gesamtzustand zur Zeit der Tat. Mit was für einer Persönlichkeit haben wir es zu tun? — das ist der springende Punkt. Finden sich die Anhaltspunkte, die auf eine krankhafte Beschaffenheit hindeuten, so daß Gegenmotive nicht oder nicht genügend wach werden konnten? Der Täter ist uns wichtiger als seine Tat.

Denn auch bei dem geistig gesunden Verbrecher, zumal dem Gewohnheitsverbrecher, gibt es eine Stehlsucht. Sie entwickelt sich im Lauf der Zeit von selbst auf Grund des psychologischen Gesetzes, wonach alle ursprünglich überlegten Handlungen schließlich mechanisiert und zur Gewohnheit werden. Sieht ein solches Menschenkind einen Gegenstand unbeaufsichtigt in bequemer Nähe liegen, so kribbelt es ihn förmlich in den Fingerspitzen, und die Begierde springt sofort um in die Tat. Warum sprechen wir hier den Dieb nicht frei? Weil er ein normal gearteter Mensch ist, bei dem der Trieb nur eine gleichsam physiologische, auf gesundem Boden erwachsene Erscheinung darstellt. Wohin sollte es auch führen, wollten wir alle Gewohnheitsverbrecher (denn was den Dieben recht, das ist den andern Kriminellen billig) laufen lassen, weil sie nicht mehr in dem Maße wie zu Beginn ihres fragwürdigen Lebenswandels den aufsteigenden Lüsten Einhalt gebieten können!

Sieht man von den Gesunden und den im engeren Sinne Geisteskranken ab, so sind diese sogenannten Kleptomanen gewöhnlich nervöse, hysterische, psychopathische Individuen, schwache, haltlose Naturen, leicht ermüdbar, Augenblicksimpulsen nachgebend. Man muß sich solch ein widerstandsloses Geschöpf z. B. in einem der großen Warenhäuser vorstellen. Da liegen all die Schätze, die das Menschenherz begehrt, ausgebreitet in unübersehbarer Fülle, zum Greifen bequem. Der Trieb der Riesenmagazine besteht ja gerade darin, durch Massenanhäufung zu wirken und durch reizvolle Aufmachung die Besucher — zwar nicht zum Stehlen, aber zum Kaufen zu verführen. Unwillkürlich steigen beim Anblick dieser Paradiesesherrlichkeit auch in der Brust des ehrlichsten Menschen unlautere Gedanken auf: Greif zu, es sieht dich niemand, streck' nur die Hand aus, und der Gegenstand ist dein! Dazu das Menschengewoge, Getriebe und Gewirr, das Kommen und Gehen und Sprechen und Rufen, der Glanz der tausend Lichter, der Duft und Dunst und Flitter — wie macht es müde, wie betäubt es Sinn und Hirn! „Es kam so über mich, ich verlor den Kopf, ich wußte nicht mehr, was ich tat, es war, als ob eine Stimme mir zuriefe: Nimm es, nimm es!" — so etwa lauten die Worte, mit denen sich die auf frischer Tat Ertappten zu rechtfertigen suchen. Eine Kranke Dubuissons schildert den Zustand folgendermaßen: „Ich fühlte mich in diesem Augenblick wie von einem Alpdruck befallen. Mein Gehirn arbeitete sozusagen ohne Stützpunkt, und die Gedanken drehten sich darin herum, ohne daß es mir möglich wurde, sie aneinanderzureihen. Ich hatte das Gefühl für die Wirklichkeit verloren, ich wußte nicht mehr, wo ich war, ich empfand eine außerordentliche Angst, und der Schweiß perlte mir von der Stirn."

Der Arzt unterscheidet zwei Arten von Triebhandlungen. Bei der einen gehen die Handlungen hervor aus der einfachen sinnlichen Begierde. Wir sehen sie am reinsten ausgeprägt beim Tier, beim Kind und beim unzivilisierten Wilden. Das Kind erblickt einen Gegenstand, der ihm gefällt, und greift danach ohne Besinnen; die sittlichen Hemmungsvorstellungen fehlen oder sind nicht stark genug entwickelt, um ein Paroli zu bieten. Ganz ähnlich handelt der Uebermüdete, der nervös Erschöpfte, der Erregte, der Trunkene — sie lassen den Impulsen freie Bahn, und hinterher erst kommt die Reue. Die zweite Art des Triebes ist meist der schon auf krankhaftem Boden stehende Zwangstrieb. — Auch hier ist ein Etwas, das treibt: aber die Triebvorstellung bleibt dem Inneren fremd und wird deshalb auch als fremd, als unnatürlich, ja als unheimlich empfunden. Der Zwangskranke kämpft gegen die Idee, die ihn gepackt hält, an, aber vergebens, sie ist stärker als die vernünftige Gegeneinsicht. Ob sie sich freilich in die Tat umsetzt, das hängt wesentlich von ihrem Inhalt und von der Widerstandsfähigkeit des Betroffenen ab, denn es ist etwas anderes, ob ich unter dem Antrieb leide, Papierfetzen auf der Straße aufzuheben oder Diebstähle zu begehen. Im ersten Falle werde ich den Gefühlen eher freien Lauf lassen als im zweiten. Und wenn Schweres auf dem Spiele steht, so bleibt das bessere Ich — bei einer sittlich halbwegs gefestigten Persönlichkeit — so gut wie immer Sieger. Der Mensch tut eben nicht leicht etwas, das seinem tiefsten Empfinden widerspricht, und darum haben Zwangsvorstellungen trotz ihrer Häufigkeit nicht die starke kriminelle Bedeutung, die man von ihnen erwarten müßte.

So gehört denn auch ein „Widerwillenstehlen" sicher zu den recht seltenen Vorkommnissen. Die weitaus meisten der kleptomanischen Handlungen erklären sich einfach durch Entäußerung unbeherrschter Affekte. Der Nervöse hat sich eben nicht in der Gewalt. Und was die Angst betrifft, von der die Täter so gern reden, so muß man sich wohl hüten, sie gleich pathologisch zu bewerten, denn meist entpuppt sie sich nur als die natürliche Herzensbeklemmung, die sich vor jedem nicht gleichgültigen Beginnen einstellt, oder als simple Furcht vor Entdeckung. Auch auf die „inneren Stimmen" darf man nicht viel Gewicht legen: nur selten handelt es sich um echte Gehörstäuschungen, wie wir sie bei Geisteskranken beobachten. Gewöhnlich sind sie nur das Echo des bösen Gewissens: nach geschehener Tat erscheint dem Sünder die Niederlage seines besseren Ich als die Einflüsterung eines Dämons, der ihn mit hörbaren Worten zum Verbrechen aufgestachelt.

Freilich, es kann auch anders sein. Bisweilen treibt wirklich eine krankhafte Angst zu Diebstählen ohne Sinn und Verstand. Die quälende Spannung verlangt nach einem Ausweg, nach Entladung, und führt die Lösung, wenn es anders nicht geht, auf gewaltsamem Weg herbei. Wie der seelisch Gepeinigte Vergessen sucht im Taumel des Vergnügens, im Trunk, im Spiel und andern Ausschweifungen, so macht er unter Umständen seiner Angst auch in kriminellen Handlungen, in Zerstörungsakten, Brandstiftung und Gewalttaten und im Diebstahl Luft. Hier wird lediglich der Wunsch, die Stimmungslage zu ändern, den Druck vom Herzen zu räumen, zum Motiv der Tat. So beschreibt Janet einen Fall, wo eine in den Wechseljahren stehende melancholische Frau in Dieberien eine wohltuende Ablösung ihrer trüben Gemütsstimmung fand. Als die Verhaftung der eigenartigen Selbstbehandlung ein Ziel setzte, verschlimmerte sich das Leiden erheblich.

Der Stehltrieb wird beim weiblichen Geschlecht häufiger beobachtet als beim männlichen. Es ist bekannt, daß sich in den Tagen des Unwohlseins viele Frauen und Mädchen seelisch verändern, daß sie reizbarer, launenhafter werden und an ihrer Widerstandskraft einbüßen. Bei nervös disponierten Individuen kommt es nun nicht selten zu einer Steigerung dieser Erscheinungen, ja zu förmlichen Affektkrisen mit Verlust der Selbstbeherrschung und des sittlichen Gleichgewichts. Legrand du Saulle hat festgestellt, daß von 56 Damen, die in Pariser Magazinen wegen Diebstahls angehalten wurden, 35 ihre Regel hatten, und zu ähnlichen Ergebnissen sind deutsche Autoren gelangt. Analog liegen die Verhältnisse in der Schwangerschaft, die ja das Gefühls- und Willensleben der Frau ebenfalls stark beeinflußt und an unmotivierten Stimmungsschwankungen und seltsamen Gelüsten Schuld tragen kann. Zola weist schon in seinem „Au bonheur des dames" auf die Tatsache hin, daß unter den Warenhausdiebinnen Schwangere einen verhältnismäßig hohen Prozentsatz einnehmen. — Vielleicht liegt diesen Diebstählen doch nicht bloß eine Herabsetzung der gewohnten Widerstandskraft zugrunde, sondern eine tiefere, biologische Ursache. Es ist nämlich interessant, daß auch Tiere in der Schwangerschaft stehlen, und man hat diese Eigentümlichkeit mit einer dunkel empfundenen materiellen Sorge für den zu erwartenden Familienzuwachs erklären wollen.

Fassen wir nunmehr zusammen: die Entscheidung, ob jemand an krankhaftem Stehltrieb leidet, kann erst mit der körperlich-geistigen Untersuchung des Täters ihre Erledigung finden. Es gibt eine normale und eine krankhafte Stehlsucht, und wo die Stehlsucht krankhaft ist, da bildet sie auch nicht ein eigenes Leiden für sich, sondern immer nur ein Symptom, das bei allen möglichen geistigen Abweichungen vorkommen kann. Es muß also, wollen wir von Kleptomanie reden, stets die psychisch abnorme Grundlage vorgezeigt werden, auf der der Trieb erwachsen ist. Und haben wir dann festgestellt, daß es sich wirklich um einen pathologischen Zustand handelt, so ist unsere Aufgabe auch noch nicht beendet, denn es bleibt die zweite Frage zu beantworten übrig: Ist der Kleptomane unzurechnungsfähig im Sinne des Strafgesetzes? Es geht nicht an, jeden nervösen oder psychopathischen Dieb der Verantwortung ledig zu erklären und damit der Strafe zu entziehen. Es laufen so viele geistig minderwertige, problematische Menschenkinder in der Welt umher — wohin sollte es führen, wollte man sie alle als bedauernswerte Kranke in Milde und Verzeihung einwickeln? Kann man sich doch des Eindrucks nicht erwehren, als stünde mancher dieser Kleptomanen auch bei klarem Kopf und ruhigem Gemüt nicht eben auf hoher Stufe gereifter Sittlichkeit, so daß bei herabgesetzter Widerstandskraft der Schritt vom Erlaubten zum Verbotenen gar zu rasch getan ist. Wenn nervöse und hysterische Damen um die Gefahren wissen, die ihnen der Besuch des Warenhauses bringt, warum meiden sie die Stätten nicht?

Anderseits sind die von Haus aus gut gearteten Nervösen, die im Taumel der Ermüdung, der Umflorung ihrer Sinne eine Unbesonnenheit begangen haben, wirklich übel dran. Der Arzt muß sie meist für noch zurechnungsfähig erklären — zurechnungsfähig, wenn auch in vermindertem Maße. Dann werden sie zwar milder bestraft, aber was nützt ihnen das? Unsere Gesetze kennen als Sühne für Diebstahl nur das Gefängnis, und ob eine Dame aus angesehenen Kreisen zu einem Tage oder zu acht Tagen Gefängnis verurteilt wird, das macht für sie nur wenig aus — ihr guter Ruf ist doch dahin! Es hält sehr schwer, hier den richtigen Weg zu gehen. Gerade bei der Kleptomanie bleibt den Richtern der Vorwurf der bewußten oder unbewußten Klassenjustiz nicht immer erspart. Und in der Tat, hat man je gehört, daß ein Vagabund mit der Entschuldigung, er sei Kleptomane, vor dem Gericht Eindruck —es sei denn, einen komischen Eindruck — gemacht hätte? — Wenn aber krankhafte verbrecherische Triebe überhaupt vorkommen, so ist nicht einzusehen, warum sie lediglich eine Domäne der Vornehmen sein sollen. Geisteskrankheit und Nervosität fordern in den unteren Gesellschaftsschichten ihre Opfer so gut wie in den oberen, und angesichts der Frau Justitia sollte auch der leiseste Verdacht einer voreingenommenen Behandlung des Rechtsfalles vermieden werden.

Vom Kampfer.

Der Kampfer kommt zum größten Teil von der Insel Formosa. Als die Japaner nach der Besitznahme die Kampferausbeute als Monopol erklärten, glaubten sie den Weltmarkt von dort aus beherrschen zu können.

Diese Erwartung wurde aber dann durchkreuzt durch eine gesteigerte Kampfergewinnung in den Privatwäldern Altjapans und in Südchina und durch die Herstellung von künstlichem Kampfer, die von Deutschland ausging.

Der Wettbewerb des künstlichen Kampfers ist während des Krieges ausgeschaltet, wird aber ohne Zweifel später desto mehr in die Erscheinung treten.

Nach einem Bericht im Tropenpflanzer ist nämlich während der letzten Jahre die Kampfergewinnung auf Formosa so ungeheuer gestiegen, daß sie auf die Dauer unmöglich aufrechterhalten werden kann, vielmehr zu einer schnellen Erschöpfung führen muß.

Die Kampferbäume bilden alte Bestände, die sich nur sehr langsam ergänzen oder erneuern lassen, und sie schwinden um so schneller und gründlicher dahin, als vielfach ein schonungsloser Raubbau getrieben wird, der die ganzen Bäume bis auf die Strünke und Wurzeln vernichtet. Es dauert ungefähr 60 Jahre, bis ein frischgepflanzter Baum eine nennenswerte Menge von Kampfer zu liefern vermag.

Menschen von dem ersten Preise
Lernen kurze Zeit und werden weise.
Menschen von dem zweiten Range
werden weise, lernen aber lange.
Menschen von der dritten Sorte
Bleiben dumm und lernen Worte.

* * *

Der Böse.

Der Kohle gleicht ein böser Mensch;
drum fern von ihm dicht halt'!
Die Kohle brennt dich, wenn sie heiß,
und schwärzt dich, wenn sie kalt.

Das alte Buch.

Novelle von M. Roda Roda.

Die acht Stunden Bahnfahrt waren endlich fast vorüber. Herrgott, war das eine Qual gewesen! Die unmenschliche Hitze, der Staub und Rauch. Auf dem Flurgang drei oder vier Damen, die immerzu draußen standen, um ein wenig Luft zu schnappen. Er konnte sich ihnen nicht zugesellen, er hätte die Bluse zuknöpfen und die Krawatte umnehmen müssen. In dieser Glut! Lieber versuchte er's nacheinander auf allen sechs Samtsitzen, blieb auf jedem eine halbe Stunde, rauchte und seufzte vor Langweile, Hitze und Ungeduld.

Da tauchten die seltsam geformten Berge auf, die der Stadt zu ihren Füßen den Namen geben. Ohne Uebergang steigen sie aus der Ebene empor, die Zeltberge, und im ungewissen Licht des Abends gleichen sie wirklich großen Lagerzelten.

Vor vielen Jahren, als kleiner Junge, kam er jährlich zweimal hier vorüber — mit Papa und Mama, wenn's in die Ferien ging. Damals dachte sich seine Knabenphantasie ein großes Heer in diese Riesenzelte. Das Stampfen des Zuges klang ihm wie Schlachtenlärm. Schauernd vor Grauen und Lust hatte er sich ausgemalt, wie sich im Morgennebel die Zeltwände öffnen würden. Trompeter voran und hinterdrein, funkelnd im roten Frühlicht, die Panzerreiter. Der glitzernden Riesenschlange streckt von Zeltstadt her eine andere ihr züngelndes Haupt entgegen — Schwerter sprühen, tausend Wunden brennen — und am Abend zieht der Held, der als erster hinter den Trompetern in den jungen Morgen ritt, als Sieger ein in Zeltstadt.

Georg sah lächelnd nach den verschwindenden Bergen zurück. Die Sonne schien heute hell und verscheuchte alle Phantasiegebilde. Die Schlacht war nie geschlagen worden, die Zeltstadt lag, friedlich wie vor zwanzig Jahren, da und erfreute sich, dank der Fürsorge des Bürgermeisters, eines gedeihlichen Fortschritts.

Endlich, endlich die kleine Haltestelle, Georgs Ziel. Säbelrasselnd, vom Beamten ehrfurchtsvoll begrüßt, durchschritt er die Pforte des Bahnsteigs, trat auf die Straße und blickte sich suchend um.

Im selben Augenblick hielt Mathes, sein alter Kutscher, die Pferde an.

„Verzeihen Euer Gnaden, der Zug ist heut pünktlich kommen ..." Mit solchen Zufällen hatte Mathes nicht gerechnet.

„Grüß Gott — wie geht's?" wollte Georg fragen — und verschluckte es. Wozu Klagen provozieren, auf die er keine Antwort weiß?

Er warf nur einen kurzen Blick auf Mathes. „Es macht nichts. Ich bin eben erst ausgestiegen." — Ein kurzes Nicken. Mathes verließ seinen Platz auf dem Kutschbock und setzte sich auf den Dienersitz. Der junge Herr übernahm die Zügel.

Sonst, in alten Zeiten, hatte Mathes neben dem jungen Herrn sitzen dürfen; der schenkte ihm dann eine von den städtischen Zigarren und ließ sich was erzählen. Nun saß er hinten — abgetan, einsam, zum Schweigen verdammt — Und Mathes Herz ward noch trauriger.

Sie fuhren über Land zwischen Feldern und Wiesen. Die Felder waren abgeräumt, dunkle Knäuel von Schafen genügten sich an dem armseligen Unkraut. Ein besonders guter Wirt hatte seine Stoppeln schon gestürzt. Der Streifen Neuriß zog sich wie eine Verheißung durch das traurig ermüdete, eintönig gelbe, hoffnungslose Stoppelland.

Nun das erste Dorf. Gänse, Hühner und Kinder, die miteinander im Staub gespielt hatten, flüchteten in das sichere Gehege des Hofes. Die Hunde sprangen kläffend an die Räder, begleiteten den Wagen ein Stück weit und blieben dann im Bewußtsein der erfüllten Pflicht zurück.

Die Bauern grüßten mit tief abgezogenen Hüten. Sie grüßten nicht Georg. Sie zogen den Hut vor dem gelben Wagen, vor Mathes blauem Rock — wie es vor vierzig, fünfzig Jahren ihre Väter vor einem anderen gelben Wagen, einem anderen blauen Rock getan hatten — ohne auf Gegengruß und Dank zu warten. Damals hielt ein anderer Baron Neudorff die Zügel in den Fäusten. Ihnen gilt das gleich, ihr Gruß gilt dem Geschlecht.-

In der Mitte des vierten Dorfes wendete Georg scharf nach rechts in seinen Park und hielt vor der Rampe.

Ohne sich nach Mathes umzusehen, schritt er die zehn Stufen der Treppe empor in's Haus.

Mathes Ehefrau — eine ehemalige Köchin seiner Eltern — kam ihm entgegen. Auch ihren Gruß erwiderte er flüchtig, einschüchternd. — Man muß die Sache möglichst kurz, möglichst nervenschonend abtun.

Es gibt da nämlich ein langweiliges Riesendokument, das zwei spitzfindige Advokaten aufgesetzt haben — eifrig bemüht, einander irgendwie besonders listig über's Ohr zu hauen. Morgen setzt er seinen Namen darunter — und fertig ...

Alles, was da war, ist dann versunken: Elternhaus — Jugenderinnerungen — ja, auch Sorgen und Schulden, Versunken, als wäre es nie gewesen. Wie der Reiter im Moor unter dem Zeltberg, von dem die Sage schaurig in seine Kinderstube klang. — Hier die Eckstub, rechts von der Halle war seine Kinderstube.

Gerade noch Zeit zu einem Gang durch den Park. Georg trat aus dem Salon auf die Terasse, die dem Garten zugewandt war.

Hier hatten sie immer Kaffee getrunken.

Von beiden Seiten streckten große Fichtenbäume einander die Aeste entgegen wie ewig getrennte Verliebte. Als wären sie dem Nadelwald entlaufen, der den großen Rasenplatz des Parkes abschloß. Arabesken von rosenfarbenen Astern flossen den Hang herab. Vor den schwarzen, strengen Fichten aber stand — weit oben — ein Ahornbaum in kokettem, hellem Seidenkleid — wie eine kleine, blutarme, nervöse Herzogin im Kreis ihrer Kavaliere.

Ziellos strich Georg umher. Er hatte die Kastanienalleen durchmessen und den Rosenweg, vor dem der Blütenstrom der Astern respektvoll Halt macht.

Da rief eine heisere Glocke zum Abendessen.

Mathes' Frau hatte es bereitet. Es wollte ihm nicht recht schmecken. „Henkersmahl" fiel ihm ein, und der Bissen blieb ihm in der Kehle stecken.

Er saß allein — zu Häupten der Teufel, die in seinen Kinderjahren so oft eine heitere Runde gesehen.

Wo waren sie alle, die hier gesessen hatten? Was werden sie zu der Kunde sagen, daß er sein Elternhaus verschachert hat?

Sein Blick glitt über die Borde, die rund um die Wände des Speisezimmers liefen. Die Meißner Teller, der Stolz des Großvaters — sollten die auch ...?

Gott, was sollte er mit ihnen auch beginnen?

Die Uhr? Das müde Frauenporträt, das auf ihn herüberlacht? Wer ist sie? Und wer war sie?

Georg ließ plötzlich das Essen stehen und zog sich in die Bibliothek zurück.

„Du mußt schlafen gehen, Mathes. Morgen früh holst du die zwei Herren von der Bahn, die — deine neuen Herren."

„O, Euer Gnaden — Herr Georg ..."

Georg winkte so herrisch ab, daß der Kutscher wortlos verschwand.

Dann saß er in der stillen, stillen Nacht hinein. Und saß auf jenem Platz, wo vor ihm Vater, Großvater und Urgroßvater gesessen und gesorgt und gerechnet, erwogen und beschlossen hatten.

Eigentlich — gerechnet, erwogen und beschlossen hatte nur der Großvater. Vater und er — die hatten nicht mehr erwogen. Die hatten allen Launen die Zügel gelassen.

Georg starrte auf die altbekannten Dinge vor sich: die Mappe, das Papiermesser — den Briefbeschwerer, der ein natürlicher Pferdehuf war — und den anderen, eine Glaskugel, die bunte Gebilde einschloß, erstickten Blüten vergleichbar. Ein unbegriffenes Wunder seiner Kinderzeit.

Ja, dort — in der Stadt, in der staubigen Kanzlei, wo es nach Tinte und Siegellack roch und gleichgültige Gasflammen surrten — das war es so leicht, sich von all dem zu trennen ... Da dachte er nur daran, Wechsel einzulösen, die Sorge des Tages zu bannen. Leichten Herzens hatte er die Champagnerkiste bestellt, die nun draußen in der Halle stand. Morgen wird der Wein in den Kelchen schäumen — zum Glückauf der fremden Leute.

Es schien so leicht in der gepflasterten Stadt ...

Aber hier? Kann man das mitnehmen? Erinnerungen — Familienstolz — die Meißner Teller — den Pferdehuf — die Glaskugel? Und kann man's fremden Menschen lassen? Die Glaskugel und den Pferdehuf?

Ach, das hätte man früher bedenken müssen. Viel früher. Schon der Vater —

Er richtete sich stramm auf. Ist's nicht mehr zu ändern, so muß man es tragen. Ein Hund winselt. Ein Mann verbeißt's.

Und er zog die Schubladen auf, um den Schreibtisch auszuräumen. Uralte Rechnungen fielen ihm in die Hände, uralte Briefe, Familienpapiere. Der Trauschein seiner Eltern. Der Taufschein des Brüderchens, das vor Georgs Geburt gestorben war. Besser, dieser Johann wär am Leben geblieben. Vielleicht wär er geworden, wie der Großvater war: arbeitsam, streng, berechnend und langbärtig. Er hätte eine knarrende Stimme gehabt, Weib und Kind. Hätte nicht bei den Elferdragonern gedient und verhauen, was Papa noch stehen gelassen.

In einer Schublade, allein für sich, lag ein altes Buch. Es war in festes Schweinsleder gebunden.

Georg nahm es in die Hand. Er kannte es dem Aussehen nach gar wohl. Es war ein Wegweiser für Landwirte. In dieses Buch hatte Großpapa, der fleißige Alte, die Erfahrungen seines Lebens verzeichnet — in seinem letzten Jahr, als ihn die Gicht an's Zimmer fesselte. Und hatte den Sohn und den Enkel erwahnt. „Die Reden alter Leute muß man wert halten. Wenn Ihr Euch einmal nicht zu helfen wißt, lest dieses Buch!"

Keiner hat es gelesen. Weder Sohn noch Enkel.

Jetzt, da es zu spät war, nahm Georg die guten Lehren des alten Herrn vor. Las, wie der Landwirt von früh bis spät arbeiten müsse, und eine Erläuterung des Sprichwortes: „Des Herrn Auge macht die Kühe fett." Ratschläge für Frühjahr, Herbst und Winter, für Krankheit bei Rindvieh, Schwein und Pferd.

Las elf Rezepte gegen Kälberruhr und siebzehn gegen Schweineseuchen.

Es war drei Uhr früh.

Mitten im siebzehnten Rezept brach der Text ab. Der Großvater aber schrieb mitten drin, ganz unauffällig weiter: „Lieber Sohn oder Enkel oder — Gott gebe es! — Urenkel! Ich kenne Euch, Ihr leichtfertiges, modernes Volk. Wenn Ihr die Lehren Eures Großvaters bis hierher geduldig gelesen haben sollt, dann müßt Ihr schon im Dreck sitzen bis über beide Ohren. Dann wißt Ihr nicht mehr aus noch ein. Wenn ich noch auf der Welt wär, Ihr kämt zu mir. — Ich bin nicht mehr. Aber ich strecke Euch aus dem Grab noch meine Hand entgegen. Vielleicht haben die Sorgen Euch gebessert. Wenn nicht, dann geht unter. Lieber Enkel oder Urenkel — ich hoffe doch, daß es nicht schon der Sohn ist — zieh die Schieblade des Tisches auf, drücke auf den kleinen Knopf, den du tastend an der linken Seitenfläche findest — dann öffnet sich Dir ein Geheimfach mit einem Depotschein der Englischen Bank. Dort habe ich am 5. August 1875 zu Deinen Händen 30,000 Gulden hinterlegt. Bezahle Deine Schulden, lebe fleißig und arbeitsam und denk in Liebe Deines Großvaters. — Wenn die Sehnen gezerrt sind ..."

Ein Rezept gegen Sehnenzerrung folgte.

Lange schaute Georg versonnen das vergilbte Schriftstück an, das ihn zum Herrn eines ungeahnten Schatzes machte.

Heiße Dankbarkeit erfüllte sein Herz. O, er wird den beiden Herren morgen mit kaltem Lächeln seinen Entschluß verkünden, ihr spitzfindiges Dokument zerreißen. Alles bleibt sein: das Haus, der Garten, der Schreibtisch mit Großvaters Vademecum, die Meißner Teller, der Pferdehuf, die Glaskugel mit den wundervollen Blumen ...

Er stand auf und holte eine Flasche aus der Schaumweinküste. Holte ein altes Spitzglas, füllte es und trank ein stilles Gedenken — ganz allein.

Dann saß er wieder still und wartete des Morgens.

Und dachte an vergangene und kommende Tage.

Als der erste Sonnenstrahl durch's Fenster fiel, ging er in sein Zimmer.

Dort zog er den bunten Rock aus und nahm eine derbe Leinenbluse aus dem Schrank.

Er tat es freilich — wie eine symbolische Handlung.

Der Morgenwind strich — frisch und frei. Oben in der alten Reisigwiege klapperte der Storch den Jungen Mut zu — zum ersten Flug.

Aerztliche Ratschläge.

Hals frei!

Fast kein Körperteil ist so häufig einer Erkältung unterworfen wie der Hals. Namentlich in der kühlen und kalten Jahreszeit ist die Halsangst allgemein. Und doch ist der Hals, der Kopf und Rumpf verbindet und den Hauptquellen unsres Lebens, nämlich der Atmung und der Ernährung, dient, von der Natur vortrefflich eingerichtet und gut veranlagt.

Die Atmung vermitteln die Luftröhre und die Lungen. Der Wächter ist der Kehlkopf. Außerdem existiert noch ein Sicherheitsvorhof: die Nasenrachenkanäle, deren Schleimhaut feine Härchen trägt, die durch ihre ständig nach außen federnden Bewegungen eindringende Staubteilchen, Bakterien und so weiter wieder ausstoßen.

Hinter der Luftröhre, die beim Schlingakt durch den Kehldeckel geschlossen wird, liegt die Speiseröhre. Wie durch die Schleimhäute, so stehen die Pforten der Atmungs- und Ernährungsorgane auch durch ein starkes und weitverzweigtes Gefäßsystem in inniger Gemeinschaft. An jeder Seite, parallel der Luftröhre, steigt die große Halsschlagader (Karotis) in die Höhe und durchblutet mit ihren Aesten und Zweigen den Hals, während nebenher laufende Venen das kohlensäurereiche verbrauchte Blut in die mehr außen und seitlich ziehenden Halsblutadern abführen. In Begleitung der Blutgefäße ziehen zahlreiche Nervenstränge. Die Skeletteile des Halses, die Wirbel, verbinden durch das „verlängerte Mark" (medulla oblongata) das Rückenmark mit dem Kleinhirn, dem Quell der Bewegungskraft. Ein starker Muskelwall umhüllt und bedeckt die Atmungs- und Ernährungsorgane und die Halswirbel.

Aus dieser anatomischen Betrachtung wird es uns klar, daß der Hals keiner Schonung noch einer künstlichen Wärmezufuhr bedarf. Ja, es gibt keinen besseren Schutz gegen Halserkältungen, als den Hals stets frei und bloß zu tragen, wie es die Seeleute halten, die dadurch vor allen Halsleiden geradezu gefeit sind, obwohl sie den größten Witterungsunbilden ausgesetzt sind.

Trotzdem die heutige Damenmode diese gesunde Tracht unterstützt, wollen ängstliche Mütter nicht davon lassen, in der kühlen, kalten Jahreszeit den Hals ihrer Lieblinge mit Schals und wollenen Tüchern zu vermummen. Auch viele Erwachsene pflegen den Hals dick bekleidet zu tragen. Durch dieses chirurgische Verfahren wird die Tätigkeit der äußeren Haut unterbunden, so daß ihre Nerven und Blutgefäße erschlaffen. Die Schleimhäute müssen jetzt einen Teil der Funktionen der äußeren Haut übernehmen. Ihr Gewebe schwillt an, und die Zellen sondern stark ab. Man räuspert sich, und der Katarrh ist im Anzug.

Suchen und Finden.

Salomon Raupach, der fruchtbarste Bühnenschriftsteller seiner Zeit, hatte in seinen schreibseligsten Jahren von 1825 bis 1840 nicht weniger als 27 Trauerspiele, 16 Schauspiele und 29 Lustspiele, zusammen 72 Stücke, verfaßt, unter denen sich auch das seichte Drama Suchen und Finden befand.

Obwohl damals der Generaldirektor des königlichen Hoftheaters, Wilhelm Graf von Redern, fast unbesehen jedes Werk des beliebten Vielschreibers annahm, konnte er es doch nicht übers Herz bringen, sein Suchen und Fühlen aufführen zu lassen. Er sandte Raupach das Manuskript mit der Randglosse zurück: „Wem die Gedanken verloren gehen, der sucht und findet — Phrasen."

Wende die Zeit an nichts, wozu du nicht Gottes Segen erbitten darfst.